

**HEYNE <**

### *Zum Buch*

Kate, Vanessa und Dani sind beste Freundinnen. Als die perfektionistische Kate kurz vor ihrer Hochzeit von ihrem Verlobten verlassen wird, beschließen die drei, in das Strandhaus zurückzukehren, in dem sie früher viele Sommer gemeinsam verbracht haben. Unter strahlend blauem Himmel wird schnell deutlich, dass auch Vollzeitmom Vanessa und die rastlose Dani alles andere als glücklich sind. Doch vor allem wird den drei Freundinnen klar, dass sie sich endlich den Ereignissen einer verhängnisvollen Sommernacht vor acht Jahren stellen müssen, die ihr Leben für immer veränderte.

### *Zur Autorin*

Meg Donohue wuchs in Philadelphia auf. Sie studierte Kreatives Schreiben und Vergleichende Literaturwissenschaft und lebt nun mit ihrem Mann, ihren beiden Töchtern und einem Hund in San Francisco. »Freundinnensommer« ist ihr zweiter Roman.

### *Lieferbare Titel*

Das beste Rezept meines Lebens

MEG DONOHUE

# Freundinnen- sommer

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Nadine Püschel

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*All The Summer Girls* bei HarperCollins Publishers, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC®-N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbucherstausgabe 04/2015  
Copyright © 2013 by Meg Donohue  
Copyright © 2015 der deutschsprachigen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany  
Redaktion: Stefanie Lemke  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik Design, München,  
unter Verwendung einer Abbildung von © Hayley Johnson  
Photography/Moment/GettyImages  
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-453-41297-2

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*In Liebe für meine Sommerbande – Anna, Carla,  
Erin, Jeannine, Leah und Nancy*



Was du liebst, wird immer bei dir sein.

Alison McGhee, *Making a Friend*





## Kate

In Philadelphia steht Katherine Harrington vor dem Badezimmerspiegel und fragt sich, ob ihr Leben gerade im Begriff ist, sich zu verändern. Es ist schon eine Weile her, seit sie wirklich innegehalten und sich im Spiegel betrachtet hat – ohne die wie Antennen abstehenden braunen Härchen auf ihrem Scheitel zu glätten, den Geschmack des Morgenkaffees wegzuputzen oder sich wie jeden Tag vor der Arbeit die Wimpern zu tuschen, sondern einfach nur um still dazustehen und zu schauen. Die Fältchen, die ihren Mund in Klammern setzen, sind tiefer geworden, und sie sorgt sich, dass dadurch alles, was ihr über die Lippen kommt, belanglos und überflüssig klingt. (*Nicht optimal für eine Prozessanwältin*), sagt sie lautlos zu sich. (*Du solltest dir Faltencreme kaufen.*) Sie mustert gerade ihr verkniffenes Lächeln, als die Türklingel schrillt.

»Ich bin's«, sagt Peter durch die Gegensprechanlage.

Kate spürt einen Stich in der Brust. Ihr Verlobter hat seit Jahren einen Schlüssel zu ihrer Wohnung, warum also klingelt er? Und er taucht unangekündigt auf, was in den vier Jahren ihrer Beziehung noch nie vorgekommen ist. Kate weiß nicht so recht, ob es ihr gefällt, dass er sich immer noch so formell und höflich verhält. *Nein*, entscheidet sie

nun. Es errichtet eine Mauer zwischen ihnen. Mit Schrecken fällt ihr auf, dass sie sich vielleicht zu ähnlich sind, aber drei Monate vor ihrer Hochzeit sind das Probleme, die sie erst ausdiskutieren können, wenn sie verheiratet sind.

»Hallo«, sagt er, als sie ihm aufmacht. Es ist Anfang Juni, und Philadelphia ächzt unter der ersten Hitzewelle. Aus dem Treppenhaus dringt ein Schwall feuchte Luft in das klimatisierte Apartment.

»Was ist los?«, fragt sie und umarmt ihn. Peter misst nur ein paar Zentimeter mehr als sie, sie passen größtmäßig gut zusammen, wenn sie sich umarmen. Trotzdem lässt sie ihn schnell wieder los, um die Tür zu schließen, bevor noch mehr heiße Luft hereinkommt. »Ist heute nicht Basketball?«

Peter spielt jeden Sonntagvormittag Basketball mit seinem Kumpels aus dem Jurastudium. Eigentlich sind *seine* Uni-Freunde ihre *gemeinsamen* Uni-Freunde, aber sie haben Kate nie gefragt, ob sie mitspielen will. Was ihr ehrlich gesagt nur recht ist. Ihre Sonntagvormittage sind ohnehin ausgefüllt mit einer frühen Joggingrunde mit Grace Kelly (kurz Gracie), ihrem gelben Labrador Retriever, am Schuylkill River, gefolgt von der *New York Times*, einem in Alufolie verpackten Eier-Sandwich (kurz Eggie) vom italienischen Lebensmittelladen an der Ecke, Unmengen Kaffee aus ihrem blauen Lieblingsbecher von Tiffany und einem kurzen, aber fröhlichen Anruf bei ihren Eltern, die fünfzehn Blocks weiter in Society Hill wohnen. Getrennte Sonntagvormittage gehen völlig in Ordnung für Kate, die Alleinsein nicht schlimm, ja sogar schön findet, wenn sie weiß, dass ihr Liebster irgendwo da draußen in der Stadt ist, nur einen Anruf oder eine Taxifahrt entfernt. Trotzdem fällt ihr bei ihrem Sonntagstrott immer das Wort

»Gewohnheitstier« ein, und dabei drängt sich ihr das Bild des Ungeheuers von Loch Ness auf, das in eine Yogahose gezwängt mit einer Tasse Kaffee auf dem Sofa hockt, während Gracie sich vor seine knöchernen, schlammverkrusteten Schwimmfüße kuschelt. Warum sie gleich an ein Monster denkt und nicht an ein normales, harmloses Tier, ist ihr schleierhaft.

»Ich lass das diese Woche mal ausfallen«, sagt Peter und deutet mit dem Kopf auf ihre walnussfarbene Couch.  
»Komm, setzen wir uns.«

Kates Wohnzimmer sieht aus wie aus einem Pottery-Barn-Katalog. Was im Großen und Ganzen auch stimmt. Jahrelang hatte sie bewundert, wie ordentlich die Räume in diesem Katalog wirken, als würden die darin lebenden Erwachsenen gerade irgendwo ihrem gesunden, produktiven Leben nachgehen und gleich nach Hause kommen, um den Vintage-Globus auf dem Beistelltisch anzustupsen oder eine wertvolle Erstaussgabe aus einem kaffeebraunen Bücherregal zu ziehen. Eigentlich hatte Kate nur das Hamilton-Ecksofa auf Seite dreiundzwanzig kaufen wollen, als sie auf die Homepage ging, aber dann bestellte sie auch alles andere, was auf der Seite abgebildet war – die beiden bauchigen Josephine-Glaslampen, den Couchtisch im Milton-Schränkkoffer-Stil, die grünen Moos-Dekokugeln, die kunstvoll auf dem Teewagen aus aufgearbeitetem Teakholz aufgetürmt waren. *Warum nicht?*, dachte sie, während sie eins nach dem anderen anklickte. *Ich kann's mir leisten.* Das Zimmer hat sich für sie immer wie eine Oase der Ruhe angefühlt, warm und geschmackvoll eingerichtet, aber als sie sich jetzt auf dem Sofa zurücklehnt und sich umschaute, gerät sie ins Grübeln: Ist es vielleicht vermessen, sich die

Einrichtung für ein Leben zu kaufen, das man sich wünscht, anstatt für das Leben, das man hat?

Sie sitzt mit nach innen zeigenden Knien neben Peter, sodass ihre Beine sich fast, aber nicht ganz berühren. »Bist du krank?«, fragt sie. »Wo ist dein Schlüssel? Willst du einen Kaffee? Was ist los?«

Peter runzelt die Stirn. Er hat ihre Art, Fragen über Fragen abzufeuern, noch nie leiden können; er tastet sich lieber behutsam in ein Gespräch vor. Das weiß Kate auch, sie haben stundenlang darüber diskutiert, aber manche Wesenszüge eines Menschen kann man einfach nicht ändern, und das ist einer davon, findet sie. Peter zum Beispiel würde niemals eine Geburtstagsparty für sie organisieren oder sie gegen seine Schwester Lacey verteidigen, von der sie sich ständig unterbuttern lassen muss. So ist es eben. Manche Dinge nimmt man einfach hin, und damit hat es sich.

»Mir geht's gut«, sagt Peter. Er blinzelt sie durch seine randlose Brille an. Als er den Blick wieder abwendet, wird Kate bewusst, dass er nervös ist. Sie verspürt wieder einen dieser ärgerlichen Stiche in der Herzgegend. Sie liebt es, wenn Peters Lippen leicht geöffnet sind und eine Reihe gerader weißer Zähne zum Vorschein bringen, sobald sein Gesicht entspannt ist, sie liebt seine dunklen Brauen, unter denen sich die tief liegenden Augen verstecken, sie liebt seine leicht in Falten gezogene Stirn, hinter der es immer arbeitet, die den analytischen Denker verrät. Sie streckt die Hand nach ihm aus, um die Anspannung zu verscheuchen. Als sie seine Wange berührt, merkt sie, dass er sich nicht rasiert hat. Das ist nicht gut. Seine Haut hat den gleichen blassen Schimmer wie in ihrem Urlaub in Belize voriges Jahr, nachdem er sich am zweiten Abend die Zähne

mit Leitungswasser geputzt hatte. Ein neuer Schwall von Fragen will aus ihr heraussprudeln, doch Peter kommt ihr zuvor.

»Das nehme ich zurück, Kate. Mir geht es nicht gut. Das weißt du bestimmt. Du weißt ja, dass es in letzter Zeit nicht besonders toll gelaufen ist.«

Kate lässt die Hand sinken und starrt ihn an. Sie denkt daran, wie sie sich letzte Woche in seiner Wohnung geliebt – ja, so nennt sie es wirklich – und danach die Aufzeichnung des Phillis-Spiels angeschaut haben. Da war zwar dieser Streit, den sie vor einigen Wochen während (und nach) einer Sitzung ihres Ehevorbereitungskurses bei Pfarrer Jerry hatten, aber sie dachte, das Thema hätten sie längst durch. Sie wird an ihren Schwachpunkten arbeiten und er an seinen. »Ähm, nein, Peter. Ich habe keine Ahnung, was du meinst.«

Peter wird rot; die Flecken kriechen seinen Hals empor wie eine Weinrebe. »Lass das bitte.«

»Was soll ich lassen?«

»Kate«, sagt er. »Ich habe viel darüber nachgedacht, was genau eigentlich nicht zwischen uns stimmt. Ich weiß, dass du auch nicht glücklich bist.«

Ihre Kehle schnürt sich zusammen. »Machst du etwa Schluss mit mir? Moment, oder versuchst du mir einzureden, dass *ich* mit *dir* Schluss machen will? Peter, wir heiraten in drei Monaten!« Sie wartet darauf, dass er lacht und sie damit aufzieht, in allem gleich ein Drama zu wittern, doch sein Blick bleibt auf den Boden geheftet.

»Ich weiß«, sagt er und lässt die Schultern hängen. Seine Körperhaltung war schon immer eine Katastrophe – das war das Erste, was Kate an ihm auffiel, als sie im letzten

Semester an der Penn Law nebeneinander saßen. »Mir kommt das ja auch alles vor wie ein böser Traum. Ich wünschte, es wäre anders.«

»Dann sorgen wir einfach dafür, dass es anders wird. Wir arbeiten daran. Wie man das eben so macht.« Kate spürt, dass Peter einhaken will, und redet schnell weiter. »Wir waren beide extrem eingespannt. Wir müssen uns mehr Zeit für unsere Beziehung nehmen.« *Ach herrje*, denkt sie. *Zitiere ich aus der Cosmopolitan?* »Wir gehen ab jetzt öfter miteinander aus. Trinken eine Flasche Wein zusammen. Lisa hat mir von so einem Restaurant in der Chestnut Street vorgeschwärmt. Lass uns gleich in unsere Kalender schauen und ein paar Abende festmachen. Den neuen Woody Allen wollte ich sowieso gern sehen – der Film ist sicher für uns beide was, und ...« Kate gerät ins Schwimmen. Ihr Gesicht brennt. *Was fäsele ich denn da?* »Na komm, Peter«, fleht sie. »Lass uns in unsere Kalender schauen.«

»Ich will nicht in meinen Kalender schauen!« Er klingt so außer sich, dass Kate erschrocken von ihm abrückt. Nach einer langen Pause sagt er: »Ich versuche, ehrlich zu sein.« Er schlägt jetzt den tastenden, bedachten Ton an, den er Klienten gegenüber benutzt. »Wir sind wirklich gute Freunde, und das genügt mir eigentlich auch, aber ich weiß, dass du ...«

»Aber genau das ist doch die Ehe!«, fällt sie ihm ins Wort. »Gute Freunde, die miteinander schlafen.« Wieder die *Cosmopolitan*-Keule.

Peter stemmt die Hände auf die Oberschenkel.

»Ach so«, sagt Kate. »Verstehe. Du fühlst dich nicht mehr zu mir hingezogen. Wir sind gute Freunde, die *nicht* mehr miteinander schlafen wollen.«

»Sei nicht albern, Kate. Du spielst in einer ganz anderen Liga als ich. Das war nie unser Problem, das weißt du.«

Selbst mitten in diesem Streit verfehlen Peters Worte ihre Wirkung nicht. Kate macht sich sofort unter der Rubrik *Gut fürs Selbstwertgefühl* eine mentale Notiz, um bei Bedarf darauf zurückzukommen. *Er findet, dass ich in einer anderen Liga spiele!* Das wird sich auf jeden Fall noch als nützlich erweisen.

»Na ja, ich hänge ziemlich in der Luft, Peter«, sagt sie. »Sag du mir, wie ich die Mitteilung verarbeiten soll, dass du drei Monate vor unserer Hochzeit mit mir Schluss machst.«

Peter schnaubt, und plötzlich kocht Kate vor Wut. Das hat gerade noch gefehlt, dass *er* sich über *sie* ärgert!

»Ich versuche ja, es zu erklären«, sagt er mit angestrenzter Stimme. »Wenn du mich mal lassen würdest.«

»Bitte. Schieß los.«

»Das Einzige, mit dem ich in unserer Beziehung unglücklich bin, ist, dass *du* unglücklich bist. Du gibst es zwar nicht zu, aber ich merke es dir an. Deswegen auch dieser ganze Kontrollwahn, diese Manie, jeden Tag bis auf die Sekunde durchzuplanen. Wenn du vielleicht mit jemandem über das, was passiert ist, sprechen würdest. Wenn du irgendwie ein bisschen loslassen könntest.« Er zögert, und sie muss sich schwer zusammenreißen, ihn ausreden zu lassen, anstatt sofort zurückzuschießen. »Ich kann ihn nicht ersetzen, Kate, und ich will es auch nicht. Wir verdienen beide mehr als ...«

»Untersteh dich!«, fährt sie ihn an. Er verwendet die Geheimnisse, die sie ihm in der Stille der dunkelsten Nächte anvertraut hat, gegen sie. »Colin hat damit nichts zu tun.«

»Ich versuche doch nur zu erklären, wie ich mich fühle.

Vielleicht sollten wir später darüber reden, wenn sich die Wogen geglättet haben.«

Kate starrt ihn an. Da begreift sie, dass es aus und vorbei ist. Für ihn ist die Sache erledigt. Jetzt wird sie ihm erst recht nichts mehr erzählen. »Sag's einfach, Peter. Erspar mir unnötiges Leid.«

»Was?«

»Du bist nicht mehr in mich verliebt. Oder vielleicht warst du es noch nie. Na los, sag es.«

Peter denkt schweigend nach. In diesem Augenblick ändert sich alles. Er gehört nicht mehr ihr, und sie gehört nicht mehr ihm. Sogar die Luft im Raum fühlt sich anders an, kalt und trocken. Auf einmal hat sie Gänsehaut auf den Armen. Am liebsten würde sie aufspringen, die Tür aufreißen und die dicke, zähe Luft aus dem Hausflur hereinströmen lassen. Vielleicht würde dieser heiße Atem sie beide zurück ins Leben holen. Vielleicht würde die Hitze einen Kokon um sie bilden und sie hier festhalten, für immer, unzertrennlich.

»Das kann ich nicht sagen, Kate«, sagt Peter schließlich. »Tut mir leid.«

Aber in der Pause davor hat sie alles gehört. Sie steht auf, dreht den Ring vom Finger. Peter schaut weg. Am Ende kneift er doch.

»Wir können uns ruhig Zeit lassen«, sagt er. »Es gibt noch viel zu bereden. Du musst das nicht jetzt tun.«

»Doch«, sagt Kate und drückt ihm den großen, beinahe vollkommenen Diamantring in die Hand.

Unter dem Tischchen auf dem Flur stehen seine Ersatz-Sneakers. Als sie ihr ins Auge fallen, marschiert Kate entschlossen darauf zu und holt eine grüne kompostierbare



Plastiktüte aus der Schublade, in der sie Gracies Leine aufbewahrt. Sie stopft die Sneakers hinein. Peter nimmt die Tüte entgegen und tritt verlegen von einem Fuß auf den anderen. Er hat jetzt einen Fünftehtausend-Dollar-Ring in der einen Hand und etwas, was wie ein Beutel Hundescheiße aussieht, in der anderen.

»Lass uns in ein paar Tagen telefonieren«, sagt er. Er hat wieder seinen Anwaltston angeschlagen. Als sie nicht antwortet, setzt er leise etwas hinzu, vielleicht ihren Namen, und küsst sie auf die Wange. »Mach's gut.«

Und dann ist er weg.

Die Tränen – die ihr während des Gesprächs mit Peter kein einziges Mal in die Augen gestiegen sind – fließen über, sobald die Tür ins Schloss gefallen ist. *Wie ist denn das passiert?* Kate lässt sich auf die Couch sinken und vergräbt den Kopf in den Händen. Das Sitzkissen neben ihr bewegt sich, als Gracie darübertritt und sich an sie kuschelt.

»Ach, Gracie.«

Gracie wirft ihr einen ganz und gar Gracie-typischen Blick zu – die braunen Augen blitzen lebhaft, die wirren Brauen heben sich erwartungsvoll, der Schwanz klopft langsam gegen die Couch. Ihr Blick sagt gleichzeitig: »Ich hab's dir doch gesagt, Schätzchen«, »Wann gibt's Frühstück?« und »Ich werde dich immer lieben«.

Als ihre Verzweiflung sich allmählich von brennendem Schmerz in einen Nebel des Selbstmitleids verwandelt, ist Colin der Erste, an den Kate denkt, um mit ihm zu reden. Aber ihr Zwillingbruder ist seit fast acht Jahren tot. Ob sie das jemals wirklich realisieren wird? Oder wird sie bis ans Ende ihres Lebens jedes Mal den Impuls verspüren,

ihren toten Bruder anzurufen, wenn irgendetwas schief-  
läuft? Sobald sie an Colin denkt, sei es auch nur für einen  
der kurzen Augenblicke, in denen sie das überhaupt zu-  
lässt, überwältigen sie Erinnerungen an den Tag, an dem  
er starb – verbrannte Haut, unerträglich heißer Sand unter  
ihren Füßen, das samtene Gefühl des Wassers um sie her-  
um, als sie ins Meer watete, um dem leeren, starren Blick  
ihres Bruders zu entgehen. Sie steht so abrupt vom Sofa  
auf, dass Gracie zusammenzuckt und erwartungsfroh den  
Kopf hebt.

»Komm, wir rufen jemanden an«, sagte Kate.

Gracie wedelt zum Zeichen ihres Einverständnisses mit  
dem Schwanz.

Kate angelt ihr Handy aus der Handtasche und versucht  
dabei, nicht auf ihren jetzt nackten Finger zu achten. Am  
besten ruft sie wohl Vanessa oder Dani an, ihre besten  
Freundinnen seit Urzeiten, die jetzt in New York bezie-  
hungsweise San Francisco leben. Kate ist die Einzige aus  
ihrer kleinen Clique, die in Philadelphia geblieben ist; sie  
wollte nicht, dass ihre Eltern sich ganz allein gelassen füh-  
len. Ratlos starrt sie auf ihr Telefon. Wen soll sie zuerst  
anrufen? Das ist ein Dilemma, vor dem sie bei jeder großen  
Veränderung in ihrem Leben steht, eine der Kehrseiten des  
Glücks, zwei beste Freundinnen zu haben. Bei Vanessa –  
die mit dem Sohn eines berühmten Nachrichtenmodera-  
tors verheiratet ist und eine Tochter im Kleinkindalter  
hat – fühlt sich Kate irgendwie immer ausgepowert, als läge  
sie einen oder zwei Schritte zurück und müsste sich an-  
strengen mitzuhalten; dieses Gefühl wäre jetzt nur noch  
schlimmer, befürchtet sie. Und Dani, die ein unkonventio-  
nelles Nomadenleben führt und fast nie ans Telefon geht,

würde ihr wohl, sollte sie den Anruf wundersamerweise doch annehmen, zu einem Vollbad und einem hochprozentigen Drink raten. Danis Heilmittel gegen alles, von Kater bis zu Liebeskummer.

Kate legt das Handy auf den Tisch. In ihrem Kopf hämmert es. Die Einsamkeit stellt sich so selbstverständlich wieder ein, dass sie sich fragt, ob diese wohlvertraute Last auf ihren Schultern überhaupt jemals verschwunden war. Sie könnte ihre Eltern besuchen gehen. Oder sich ins Café an der Ecke setzen, um unter Leuten zu sein. Wenn sie nicht so fertig wäre, könnte sie in ihre Sportschuhe schlüpfen und ihre gemeinsamen Uni-Freunde dazu nötigen, sie zum allerersten Mal beim Basketball mitspielen zu lassen. *Meine* Uni-Freunde, sagt sie sich. Nicht *unsere* Freunde, *meine* Freunde. Ihr Gemütszustand kommt dem der Panik gefährlich nah.

»Warten bringt nichts«, sagt sie zu Gracie. Sie klopft sich auf den Oberschenkel, und Gracie springt von der Couch und heftet sich an Kates Fersen, während sie durch den Flur zurück ins Bad geht. Ihr Herz setzt zu einem Trommelwirbel an, als sie auf den Schwangerschaftstest schaut, den sie beim Schrillen der Türklingel auf dem Waschbeckenrand abgelegt hat.

*Positiv.*

Also ist sie gar nicht so allein, wie sie sich fühlt.



*Vanessa*

In New York City zögert Vanessa Dale Warren das Einschlafritual ihrer zweijährigen Tochter immer weiter hinaus. Normalerweise ist es Lucy, die das Ritual in die Länge zieht, noch ein Buch will, noch einen Schluck Milch, noch eine Umarmung, bis Vanessa die Schlafzimmertür irgendwann einfach schließen muss und nur hoffen kann, dass sich die heulende Kleine nicht aus ihrem Bettchen wirft. Heute jedoch schläft Lucy schon tief und fest, während Vanessa sich nicht losreißen kann und darüber nachdenkt, was sie tun soll, wenn sich die Stille des Kleinkindschlummers über ihre Eigentumswohnung im West Village gebreitet hat.

Sie singt noch einmal »Twinkle, Twinkle, Little Star«. Lucys Augen zucken unter den geschlossenen Lidern, ihr vollkommenes, rosiges Herzmündchen formt sogar im Schlaf die Worte lautlos mit. Beim bloßen Anblick ihrer Tochter geht Vanessa das Herz auf, so sehr, dass es fast wehtut. Während der Schwangerschaft hatte sie sich immer vorgestellt, dass sie ihrem Baby Lieder von Ella Fitzgerald oder Sam Cooke vorsingen würde. Etwas mit Tiefe und viel Gefühl. Doch als sie ihr winziges Töchterchen zum ersten Mal im Arm hielt, fiel ihr zu keinem einzigen Soullklassiker der

Text ein. Seitdem singt sie wie jede andere Mutter in Amerika, ihre eigene eingeschlossen, »Twinkle, Twinkle, Little Star« und »Row, Row, Row Your Boat«.

Schließlich wird ihr Lucy in den Armen doch zu schwer. Sie legt sie in ihr Bettchen und geht auf Zehenspitzen hinaus. Drew lehnt immer noch an der Küchentheke, in der gleichen Haltung wie vorhin, und checkt auf dem Smartphone seine E-Mails.

»War's schwer?«, fragt er und reicht ihr ein Glas Pinot noir.

Sie nimmt einen großen Schluck, bevor sie antwortet. »Nein. Nur zu süß, um sie wegzulegen.«

Drew knetet sanft ihre Schulter, und bevor sie merkt, wie ihr geschieht, schmilzt sie unter der Berührung dahin. Lucy ist langsam wirklich kein Baby mehr; Vanessas Muskeln schmerzen an ganz neuen Stellen.

»Du bist eine gute Mutter«, sagt ihr Mann.

»Danke.« Mit einem Schritt zur Seite entzieht sie sich ihm und räumt Lucys Geschirr in die Spüle. Wohin mit der halben Portion Nudeln mit Erbsen? In den Müll, beschließt sie und kratzt den Rest aus der Schüssel. So einfach sind manche Entscheidungen.

»Am liebsten würde ich mich vor diesem Essen mit den Kollegen drücken«, sagt Drew. Sie spürt seinen Blick auf ihr ruhen, während sie die Geschirrspülmaschine einräumt. Sie trägt ihre Mommy-Uniform: hautenge Jeans und ein schwarzes Tanktop. Ein bunt gemustertes Stirnband von Missoni ist ihr letzter Versuch, einen individuellen Akzent zu setzen. Früher trug sie Schwarz, weil sie sich darin schick fühlte; heute trägt sie es, weil es schlank macht und Flecken schluckt. »Wir haben unser Gespräch gestern Abend nicht

zu Ende gebracht«, sagt Drew, legt die Arme von hinten um sie und küsst ihren Nacken.

Am Vorabend hatte Vanessa kaum die Füße unter die Bettdecke gesteckt, als Drew sie fragte, ob sie bereit für ein zweites Baby sei. Es war nicht das erste Mal, dass sie darüber sprachen, aber er kam zum ersten Mal auf das Thema zurück, seit er ihr einige Monate zuvor die Sache mit Lenora Haysbach gestanden hatte. Sie hatte den Eindruck, er erwartete, dass sie es sofort versuchten. Jedenfalls sah er sie so an. Sie wich der Frage aus, indem sie den bevorstehenden Junggesellinnenabschied ihrer besten Freundin Kate erwähnte – ihr erster Mädelsausflug seit *Jahren*. Keine Frau, die noch ganz bei Trost ist, fährt schwanger nach Las Vegas, erklärte sie, und einen gewissen Alkoholpegel brauche sie einfach, um ihr momentanes verworrenes, dorniges Verhältnis zu Dani auszuhalten. Dann stand sie unter dem Vorwand, ein Glas Wasser holen zu wollen, wieder auf.

Zum ersten Mal war sie froh darüber, dass ihr Schreibtisch in der Küche stand. Bis dahin hatte der Anblick ihres in die Küchenzeile eingebauten Arbeitsplatzes – eine ständige Erinnerung daran, dass sie jetzt offiziell als Hausfrau arbeitete –, immer einen Anflug von Missmut in ihr ausgelöst. Bevor die Vernunft sie dazu bewegen konnte, einen konstruktiveren Weg einzuschlagen, setzte sie sich an ihren Computer, loggte sich bei Facebook ein und tat, was sie sich lange verkniffen hatte: Sie suchte nach Jeremy Caldwell. Und da war er auch schon. Nichts leichter als das. Die Haut leicht frühsommergebräunt. Hellbraune Haare; dunkle, zusammengekniffene Augen; glatt rasierte Wangen; und insgesamt eine Erscheinung, die jedes J.-Crew-Model um seinen Job bangen lassen würde. Sie konnte keine persönlichen Infor-

mationen über ihn einsehen – War er verheiratet? Lebte er noch in Philadelphia? –, ohne ihm eine Freundschaftsanfrage zu schicken, und zu diesem Schritt war sie noch nicht bereit.

Sie saß eine ganze Weile am Computer, schaute Jeremys Foto an und lauschte auf Drews Schritte im Flur. Wäre die Situation andersherum und Drew würde versuchen, mit einer Exfreundin Kontakt aufzunehmen, würde sie ihn umbringen. Selbst vor dem, was mit Lenora gewesen war, hätte sie zumindest damit gedroht, ihn umzubringen.

Sie betrachtete Jeremys Profilbild. Er wirkte so unverändert, dass sie sich fragte, ob das Foto noch aus dem Sommer vor acht Jahren stammte, als sie ein Paar gewesen waren. Hatte sie es vielleicht sogar selbst gemacht? Schickte er ihr damit ein Zeichen? Sie sah noch genauer hin. Seine Lippen waren zusammengepresst, sie verkniffen sich gerade so eben das Lächeln, das stattdessen aus seinen Augen blitzte. Das war schon immer typisch für ihn gewesen, dieses Lächeln mit den Augen, wie bei einem Kind. Wie bei Lucy. Der plötzliche Gedankensprung schreckte sie auf. Sie loggte sich hastig aus und klappte den Laptop zu. Als sie wieder ins Bett schlüpfte, war Drew schon eingeschlafen.

»Bist du sicher, dass ich dich nicht doch noch überreden kann, mitzukommen?«, fragt Drew jetzt. Sein Weinglas hat einen roten Ring auf der Arbeitsplatte hinterlassen. Diese kleinen Spuren der Unordnung sind für ihn unsichtbar; er nimmt sie schlicht nicht wahr. »Vielleicht kann Gina ja babysitten.«

»Sie ist in den Hamptons«, sagt Vanessa, obwohl sie gar nicht genau weiß, ob ihre Nachbarin schon in ihr Sommer-



haus gefahren ist. Drews Arbeitsessen sind erniedrigend, auch wenn es alle gut meinen. Die Leute, mit denen er arbeitet, haben keinen blassen Schimmer, worüber sie mit jemandem reden sollen, der sich den ganzen Tag um ein Kind kümmert. Außerdem hat Drew ihr mit seiner Bemerkung, es würden »nur die Jungs« kommen, indirekt versichert, dass Lenora nicht dabei sein wird.

»Das Gespräch ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben«, sagt Vanessa in dem neutralen Ton, den sie sich Drew gegenüber angewöhnt hat. Sie wischt den Weinrand auf der Küchenplatte weg.

»Okay«, sagt er. Sie sieht ihm an, dass die Sache damit für ihn erledigt ist. Er hat ein unglaubliches Talent dafür, sich nicht verrückt zu machen. Das ist typisch Mann, vermutet sie – keine einzige Frau aus ihrem Bekanntenkreis könnte etwas, was sie unbedingt will, einfach so auf Eis legen.

Vanessa hat ihren Mann auf einer Vernissage bei Nocelli kennengelernt, einer Galerie für zeitgenössische Kunst in Chelsea, wo sie für ein paar Jahre arbeitete, nachdem sie von der New York University abgegangen war. Mit seiner hochgewachsenen Statur, der markanten Nase, den lockigen braunen Haaren, die ihm in die Stirn fielen, und dem maßgefertigten, am Kragen offenstehenden weißen Hemd war Drew Warren eine David-gleiche Erscheinung. Vanessa spürte, wie die anderen Frauen im Raum ihnen verstohlene Blicke zuwarfen, während sie sich unterhielten. Drew stellte sich als angehender Kunstsammler und geschäftsführender Produzent von *Estelle* vor, der neuen Talkshow einer temperamentvollen alten Schauspielerin, die in einer Kult-Sitcom aus den Achtzigern mitgewirkt hatte. Vanessa gab zu, die Show noch nicht gesehen zu haben, schwindelte aber,

dass sie das gern nachholen würde. Drew gab zu, nicht viel von Kunst zu verstehen, erklärte aber, dass er fasziniert davon sei und gern mehr darüber lernen würde. Woraufhin ihn Vanessa persönlich durch die Ausstellung führte, eine Serie dynamischer, hintergründig humorvoller Alltagsszenen der Malerin Francine Martin. Sie merkte, dass Drew die Bilder nicht gefielen, doch er hielt den Kopf geneigt und folgte ihren Erläuterungen mit offensichtlich ehrlichem Interesse. Einmal legte er ihr die Hand auf den Rücken, um sie behutsam zur Seite zu steuern, als ein Kellner sich vorbeischlängelte. Als sie ihn später am Abend zu Hause googelte, las sie erstaunt – und etwas aufgeregt –, dass er der Sohn des berühmten Nachrichtenmoderators Thomas Warren war.

Bei ihrem ersten Date spazierten sie durch die neuen Galerien, die in der Lower East Side gerade wie Pilze aus dem Boden schossen; danach aßen sie draußen vor dem Café Habana gegrillte Maiskolben und lachten, als sie sich gegenseitig dabei ertappten, wie sie Maisstückchen aus den Zähnen pulten. Drew ging mit ihr auf Partys, die vor berühmten, kreativen Leuten nur so wimmelten. Als sie erwähnte, dass sie schon immer mal nach London wollte, entführte er sie für ein langes Wochenende, an dem sie durch die Tate und die Saatchi Gallery und die Portobello Road streiften. Beim ersten Treffen mit seiner wunderschönen, redegewandten Mutter war sie so nervös, dass sie einen Moment lang vergaß, wie man einen Löffel hält. Als sie von Connecticut nach New York zurückfuhren und Drew scharf bremsen musste, weil ein aggressiver Fahrer ihre Spur schnitt, warf er beschützend den Arm vor sie. Später, als die Stadt am Horizont erschien, gestand er ihr seine

Befürchtung, dass sein Vater nicht besonders stolz auf ihn war; als Talkshowproduzent war das, was er der Welt zu geben hatte, natürlich ziemlich dürftig, verglichen mit den klugen Kommentaren zu tagesaktuellen Ereignissen, für die sein Vater bekannt war.

Im Gegenzug erzählte Vanessa Drew, dass ihren Eltern ihre Faszination für das Geschäft mit der Kunst irgendwie unheimlich war. Vanessa fand eine große Transaktion genauso spannend wie das Kunstwerk selbst, ihre Eltern dagegen engagierten sich in Bürgerinitiativen und sahen das Ozonloch als größte Bedrohung der Menschheit an. Von Jahr zu Jahr spürte sie deutlicher, wie wenig sie mit den beiden gemeinsam hatte. Sie hatte noch nicht einmal die gleiche Hautfarbe – ihre war weder zartrosa wie die ihrer Mutter noch dunkelbraun wie die ihres Vaters, sondern irgendetwas dazwischen. Mit ihrer Hautfarbe machte sie ganz andere Erfahrungen im Leben als beide von ihnen; in ihrem Job sahen die beiden eine Bedrohung für Vanessas moralischen Kompass. Vanessa war selbst überrascht, dass sie sich Drew so sehr öffnete, aber als sie ihn ansah, wurde ihr bewusst, dass sie in ihm eine verwandte Seele gefunden hatte.

Mit sechszwanzig war Vanessa die Erste unter ihren Freundinnen von der Schule und der Uni, die heiratete. Mit siebenundzwanzig war sie die Erste, die ein Kind bekam. Ihre Entscheidung, nach Lucys Geburt nicht mehr zu arbeiten, löste bei Drew gemischte Gefühle aus – nicht, weil sie es sich nicht leisten konnten, sondern weil er wusste, wie sehr Vanessa sich wünschte, eines Tages eine eigene Galerie zu haben. Im Grunde hatte er das alles vorhergesehen. Diese Unzufriedenheit. Doch als der Arzt ihr Lucy auf die Brust legte, explodierte in ihr ein wahres Feuerwerk. *O Mist,*

dachte sie sofort. Weil sie wusste, was diese wahnsinnige neue Liebe bedeutete. Wenn es finanziell nicht notwendig war, wie könnte sie dann einfach so an ihren Arbeitsplatz zurückkehren und Lucy jemand anderem anvertrauen? Wie könnte berufliche Bestätigung jemals an das heranreichen, was sie empfand, wenn ihre Tochter sie wie gebannt anstrahlte? Nein, Vanessa wollte Lucy selbst betreuen. Doch sie wollte auch an den Träumen festhalten, die sie vor Lucys Geburt gehabt hatte. Und dieses Gefühl ist in letzter Zeit stärker geworden.

Sie kann nicht gewinnen.

Nachdem Drew zum Essen aufgebrochen ist, kommt ihr der Lärm der Stadt noch gedämpfter vor als sonst. Die Stille in der Wohnung scheint regelrecht zu pulsieren. Vanessa stößt das Fenster über der Spüle auf und saugt die ungewöhnlich heiße Juniluft ein. Fünf Stockwerke unter ihr fährt ein Krankenwagen vorbei und für einen Moment ist die Küche vom Heulen der Sirene erfüllt, bevor es wieder verklingt. Sie macht sich eine Schüssel Cornflakes, ihr Standard-Abendessen in den Jahren als Studentin. Sie lehnt sich an die Theke, schließt die Augen und spürt den Atem der Stadt in ihrem bloßen Nacken. Der Widerhall von hohen Absätzen auf dem Asphalt. Gelächter. Gesprächsfetzen. »Sie ruft nur an, wenn sie was braucht«, sagt eine Frau. »Wenn er bis zum Dreißigsten nicht zahlt, schmeiß ich ihn raus«, sagt eine andere. Eine ganze Weile ist alles ruhig, bis einige dicht nacheinander vorbeifahrende Autos so eindringlich das unerbittliche Meerestosen in ihr wachrufen, dass sie sich in der Zeit zurückversetzt fühlt. Vanessa reißt die Augen auf und schließt schnell das Fenster.

Nach dreizehn Jahren auf einer Quäker-Schule ist Vanessa es gewohnt, mit ihren Gedanken allein zu sein. Schulen der Freunde, wie sie sich nennen, gibt es in Philadelphia an jeder Ecke; sie werden von Kindern aller Konfessionen besucht, praktizierende Quäker sind in der Minderheit. Vanessa Dale war die Einzige in ihrer Klasse, die zusätzlich zu der Morgenandacht jeden Mittwoch und sonntags mit ihrer Familie zur Andacht ging. Ihre Eltern sind Agnostiker und sehen sich als Teil einer friedlichen großstädtischen Gemeinschaft. Vanessa hatte also doppelt so viel Zeit, still ihren Gedanken nachzuhängen, wie die anderen aus ihrer Klasse. Oder Zeit mit Gott, wie ihre Lehrer es ausgedrückt hätten; Quäker glauben, dass wir Gott in uns tragen und ein Mittler wie ein geweihter Priester überflüssig ist. Du willst ein Gespräch mit Gott? Dann setz dich einfach eine Stunde lang mit deinen Gedanken hin und lass das innere Licht leuchten.

»Ich hab schon mit Gott gesprochen«, sagte Vanessas beste Freundin Dani eines Morgens in ihrem letzten Jahr an der Highschool, als sie sich vor der Aula zur Andachtsversammlung aufreichten. Schon damals trug Dani nur Schwarz, wohl weil sie beweisen wollte, dass sich unter ihrem konventionellen niedlichen Äußeren – zottelige, glatte blonde Haare, freche Stupsnase, große braune Augen – eine komplexe Künstlernatur verbarg. »Als mein Wecker geklingelt hat. Sie war sauer. Sie ist nämlich Morgenmuffel.«

»Vielleicht konnte sie deinen Mundgeruch einfach nicht ertragen«, gab Vanessa zurück. Kate, die Dritte in ihrem Beste-Freundinnen-Bund, die weiter vorn in der Schlange stand, drehte sich nach ihnen um und lachte.

»Moment«, sagte Dani. Ihre laute Stimme war für alle

anderen aus ihrem Jahrgang, die so langsam wie nur irgend möglich in die Aula schlurften, gut zu hören. »Ich glaube, Gott *ist* mein Mundgeruch. Oder nicht?«

Dani und Kate sahen Vanessa erwartungsvoll an, als sei sie durch ihre doppelte Dosis wöchentlicher Andachten Expertin für sämtliche Quäker-Themen. Dabei war das Einzige, worin sie durch die Andachten wirklich zur Expertin geworden war, die Kunst, ihre Fingernägel zu vollendeten Halbmonden zu kauen. Sie zuckte mit den Schultern. »Was weiß ich?«

»Das glaube ich nicht«, sagte Kate und strich sich die Haare hinter ihre blassen Ohren. »Ich glaube, das ist so ein Ureinwohner-Ding, dass in allem ein höherer Geist wohnt. Quäker glauben nur, dass er im Menschen wohnt. Oder doch nicht? Vielleicht in allen Lebewesen? Ich meine, auch in Tieren? Jedenfalls glaube ich nicht, dass Gott in deinem Mundgeruch ist. Oder überhaupt in deinem Atem. Ich glaube, sobald man ausatmet, ist Gott wahrscheinlich ...«

Vanessa schaltete ab. Mittwochs vor der Andacht drehte Kate immer besonders auf, vielleicht weil sie fürchtete, durch das erzwungene einstündige Schweigen nicht auf ihr tägliches Wortpensum zu kommen. Vanessa ließ den Blick über ihre Mitschüler schweifen, bis ihr Kates Zwillingbruder ins Auge fiel. Colin stand zwischen seinen Lacrosse-Teamkameraden und starrte ins Leere, während seine Kumpels miteinander rangelten. Er war wohl mal wieder stoned. In letzter Zeit bewegte er sich in einem penetrant nach Hasch riechenden Dunst, bei dem Vanessa immer an die Staubwolke denken musste, von der Pig-Pen aus den Peanuts umgeben war. Es verging kaum ein Monat, in dem sie nicht auf irgendeinem Schulkorridor Mrs. Harrington

traf, die auf dem Weg von oder zu einer Elternsprechstunde über den »Problemfall Colin« war.

Kate und ihr Bruder waren der gleiche irische Farbtyp: braune Haare mit einem Stich ins Rote und helle Haut mit winzigen Sommersprossen auf dem Nasenrücken, die im Sommer dunkler wurden und sich weiter ausbreiteten. Davon abgesehen wäre man nie im Leben darauf gekommen, dass die beiden Zwillinge waren. Kate war dünn und penibel; hinter ihrem fröhlichen Geplapper steckte ein scharfer Verstand. Colin – ein athletischer Typ mit tiefblauen Augen und widerspenstigen Haaren, die immer aussahen, als müssten sie dringend geschnitten werden – wirkte nur bei der Sache, wenn er einen Lacrosseschläger in der Hand hatte.

Colin blinzelte und begegnete Vanessas Blick. Auf seinem Gesicht flackerte ein Lächeln auf, als teilten sie einen Insider-Witz. Sie senkte die Augen und spürte, wie sie rot wurde. Da er ein guter Sportler war und ein süßes Lächeln und makellose Haut hatte, machte es nichts, dass er introvertiert war und sich im Kreis seiner wichtigtuersichen, ständig herumflachsenden Lacrosse-Kumpels versteckt hielt; die meisten Mädchen der Schule waren in ihn verknallt. Aber er war der Bruder ihrer besten Freundin, und damit kam er für sie nicht infrage. Als sie wieder aufsaß, merkte sie, dass Dani sie anschaute.

*Was ist?*, fragte Vanessa lautlos. Sie stellte sich innerlich schon auf eine von Danis spitzen Bemerkungen ein, die tief treffen konnten, wenn sie einen unvorbereitet erwischten. Aber Dani hob nur die Schultern.

»Okay, Mädels. Ihr kennt das Kommando«, sagte Mr. Camden, als sie den Eingang zur Aula erreichten. »Verteilt euch!«



Meg Donohue

**Freundinnensommer**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-41297-2

Heyne

Erscheinungstermin: März 2015

Drei Freundinnen und eine verhängnisvolle Sommernacht vor vielen Jahren

Kate, Vanessa und Dani sind beste Freundinnen. Als die perfektionistische Kate kurz vor ihrer Hochzeit von ihrem Verlobten verlassen wird, beschließen die drei, in das Strandhaus zurückzukehren, in dem sie früher viele Sommer gemeinsam verbracht haben. Unter strahlend blauem Himmel wird schnell deutlich, dass auch Vollzeitmom Vanessa und die rastlose Dani alles andere als glücklich sind. Doch vor allem wird den drei Freundinnen klar, dass sie sich endlich den Ereignissen einer verhängnisvollen Sommernacht vor acht Jahren stellen müssen, die ihr Leben für immer veränderte.